



Tayfun Korkut: Der zweite türkischstämmige Trainer, den die erste Liga je hatte.

Foto: Giesel

Das Spiel mit Emotionen

Anfang 2014 präsentierte Hannover 96 Tayfun Korkut als neuen Trainer und Nachfolger von Mirko Slomka. Die Überraschung war perfekt und das Interesse an ihm riesig. Ist der in Stuttgart geborene Türke doch erst der zweite türkischstämmige Trainer, den die Bundesliga je hatte und in Deutschlands erster Liga ein noch völlig unbeschriebenes Blatt. Wer ist dieser Korkut, fragte man sich nicht nur in Hannover: Ehrgeizig, kompetent, fleißig, zielstrebig und eloquent soll er sein, dabei höflich und nett und ein außergewöhnlicher Fußballer. In Stuttgart aufgewachsen, hat er sich bei der TB Ruit und dann bei den Kickers die ersten Sporen verdient. Er spielte in der türkischen ersten Liga (insgesamt 6 Jahre) und vier Jahre in Spanien, wo er auch seine Frau kennengelernt hat, seine drei Kinder (8, 6 und 1 Jahr) geboren wurden und er ein Haus besitzt. Kein Geringerer als Harun Arslan hatte ihn empfohlen, der Berater, der unter anderen Joachim Löw und Mirko Slomka betreut und 96 sehr gut kennt. „Er ist ein guter Typ, arbeitet hart, weiß was er will und ist auch konse-

quent. Wir werden noch viel Freude an ihm haben“, ist 96-Präsident Martin Kind überzeugt. Und da sitzt der Hochgelobte nun an einem schmucklosen Nebentisch im großen, leeren Presseraum der HDI Arena, lächelt fast ein wenig schüchtern und entschuldigend sich für seinen Sportdress: „Ich muss gleich von hier aus zum Training“. Nein, richtig gefeiert habe er seine Vertragsunterzeichnung bei Hannover 96 nicht, sagt er und wirkt dabei durch und durch offen, ehrlich und bescheiden; sehr gefreut schon, denn für ihn sei damit ein langsehnter Wunsch Wirklichkeit geworden, aber: „Ich muss erst mal was erreichen! Und das Fußballgeschäft ist unberechenbar.“ Der Klassenerhalt ist zwar gelungen, doch der Trainer weiß, dass die Stunde der Wahrheit in der neuen Saison erst noch bevorsteht. Was einen guten Trainer ausmacht? „Da gibt es kein Patentrezept.“ Er habe so viele super Trainer gehabt, u. a. Weltmeistertrainer Carlos Parreira und Vicente del Bosque. „Nun kommt hoffentlich Jogi Löw noch in diese Reihe“, schmunzelt er und seine dunkelbraunen Augen funkeln sehr wach und aufmerksam. Er habe aber andererseits auch sehr gute Trainer erlebt, die keinen Erfolg hatten. „Neben den richtigen Entscheidungen ist auch manchmal Glück dabei.“ Menschenführung steht für Korkut allerdings ganz oben, und da habe er das meiste nicht in der Trainerausbildung sondern im Leben gelernt. Der sympathische 40-Jährige lächelt. „In den verschiedenen Ländern, in denen ich gespielt und gelebt habe und durch die Menschen, die ich dort kennen gelernt habe, konnte ich mir eine ganz gute Menschenkenntnis erwerben“, sagt Tayfun Korkut, der neben Deutsch und Türkisch auch Spanisch und Englisch spricht. Profi-Fußballer sei immer sein Traumberuf gewesen, sagt der 1,84-Mann. Nur kurz hatte er überlegt, nach Realschule, Berufskolleg und dem Erreichen der Fachoberschulreife BWL zu studieren. Doch nach einem „Probejahr“, in dem er sich voll auf den Fußball konzentrierte, erhielt er einen Vertrag bei den Kickers, und die Entscheidung war gefallen. „Von Kindesbeinen an gibt man ja sehr viel dafür, Man verzichtet auf große Teile der Kindheit und Jugend.“ Früher, so meint er, sei das einfacher gewesen: „Heute gibt es so viel mehr Angebote. Da wird es schon schwer, sich nicht ablenken zu lassen. Damals gab es nach der Schule nur Kicken und ab und zu mal Eis essen, später dann noch ein bisschen Computer, wie Atari und Commodore C64.“ Disziplin, Wille, Leidenschaft, Mut und Risikobereitschaft – das brauchen junge Fußballtalente heute aber noch genauso, meint Korkut. „Diesen Weg muss man ohne Wenn und Aber gehen.“ Tayfun, das Kind türkischer Einwanderer – der Vater war Mechaniker, und die Mutter arbeitete in einer Großküche – tat diesen Schritt und integrierte sich schnell. „Ich habe großes Glück gehabt, dass meine Familie sehr offen war.“ Zuhause wurde neben Türkisch auch Deutsch gesprochen. „Unsere Eltern war es aber wichtig, dass wir drei Kinder auch Türkisch lesen und schreiben lernten. Deshalb gingen wir einmal pro Woche auf eine türkische Schule. Das gab es damals.“ Als Tayfun Korkut einige Jahre später bei den türkischen Spitzenclubs Fenerbahce und Besiktas in Istanbul spielte und 42 Spiele für die türkische Nationalmannschaft bestritt, hat ihm das sehr geholfen. Trotzdem: „Es war für mich damals der erste Schritt ins Ausland. Vorher waren wir ja nur im Urlaub dort gewesen.“ Alles sei anders in der Türkei, erzählt er. „Das Leben in Deutschland ist anders organisiert. Hier wird alles auf die Minute genau geplant.“ Heimat? „Ich bin sehr gern hier in Deutschland aufgewachsen, habe dann mit großem Stolz das Trikot der Türkei getragen, mich aber auch unheimlich wohl im Heimatland meiner Frau, in Spanien, gefühlt. Heimat ist für mich dort, wo es menschlich stimmt und vor allem: wo meine Familie ist. Dann geht es uns allen gut – egal, wo das ist.“ Inzwischen ist Familie Korkut in Hannover heimisch, und in ihrem Haus sind Spanisch, Deutsch und Türkisch gleichermaßen vertreten. Wenn Tayfun Korkut von seiner Familie erzählt, strahlt er. Seine Augen bekommen einen warmen Schimmer, und Stolz und Freude sind ihm vom Gesicht abzulesen. Neben dem Fußball, sagt er, habe die Familie für ihn absolute Priorität. „Meine Frau hat sehr viel Verständnis und nimmt mir viel ab, weil sie weiß: Fußball ist mein Leben.“ Was ihn am Fußball so fasziniert? „Es ist ein Sport, wie kein anderer, das ist auch der Grund, weshalb er so viele Emotionen weckt: Fußball kann jeder spielen, ob alt oder jung, dick oder dünn, arm oder reich. Die Regeln sind simpel, man kann Fußball überall und jederzeit spielen und braucht nichts außer einem Ball.“ Außerdem sei es eine der wenigen Sportarten, in der auch der Schwächere gewinnen kann. „Eine Torchance, und ein ganzes Spiel kann sich drehen. Die Macht kleiner Einflüsse, das Unberechenbare! Wie im Pokal: Eine Amateurm Mannschaft schlägt die Profis. Das macht den Fußball so fesselnd und weckt so viele Emotionen.“

Eva Holtz

Gabi ist Dagmar

Das ist Gabi. Im Zentrum des Wohn-, Ess- und Schlafrumes der Einzimmerwohnung steht eine faszinierende, lebensgroße Skulptur, ein detailreich ausgearbeitetes und verziertes schwangeres Skelett. Seit fast einem Jahr arbeitet Dagmar J. an der Figur aus Pappmaché. Damit sich das anfangs recht labile Material nicht verzieht, hat sie ein Metallgerüst gebaut, das wie ein Käfig aussieht. Darin ist Gabi verspannt. Käfig und Skulptur sind eine ziemlich brutal wirkende Einheit, und sie weckt Assoziationen wie: verletzlich, verletzt, grausam missbraucht, ironisierend verkitscht – und dabei wunderschön. Gabi ist liebevollst mit vielen Details ausgestaltet und strahlt mit ihrer im Bauch eingearbeiteten Puppe symbolische Kraft aus. Die Arme habe sie aus braunem Packpapier gearbeitet, die Rippen des Korpus bestehen aus unzähligen Schichten Taschentücher, vermischt mit viel Kleister, erzählt Dagmar: „Die Skulptur entwickelt sich, und ich arbeite jeden Tag viele Stunden an ihr. Sie hat meine Größe. Es ist ja mein Körper.“ Angefangen habe diese Art der künstlerischen Arbeit mit Gretel, einem anderen Objekt, erklärt die 51-Jährige, die aussieht als sei sie etwa Mitte 30. Die Jahre – und es sind schlimme Zeiten, die sie hinter sich hat – scheinen spurlos an der schlanken Frau mit Kurzhaarschnitt, in Jeans-Latzhose und verwaschenem T-Shirt, vorübergegangen zu sein. „Vielleicht ist es meine kindliche Einstellung“, sagt sie und lächelt freundlich. Und dann erzählt die gebürtige Braunschweigerin ganz offen und ohne jede sichtbare Regung, was es mit „Gabi“ auf sich hat: „Ich war lange Zeit mager wie ein Skelett. Bei 1,73 Größe habe ich 46 Kilo gewogen. Und ich wollte nie schwanger werden. Dann hätte ich mich umgebracht. Jetzt denke ich oft: Schade, dass ich keine Kinder habe!“ Schon ganz früh hatte das sensible Mädchen das Gefühl, dass mit ihr irgendwas nicht stimmt. Ihre Mutter hatte sie abgelehnt und die Brüder bevorzugt. Heute freut sich Dagmar sehr darüber, dass der Kontakt zu ihrer Mutter sich sehr verbessert hat, doch damals wurde sie von Ängsten beherrscht und lehnte sich und ihr Frau-Sein „aufs Krasseste“ ab. Sie habe sich immer wie ein Junge gekleidet, sei möglichst dürr gewesen und habe ihren Körper gehasst. „Ich habe mich übel geschneitten, Alkohol getrunken, Medikamente missbraucht und war schwer depressiv.“ Im Alter von 14 Jahren hatte sie zum ersten Mal

„Ohne künstlerische Arbeit wäre ich nicht mehr am Leben.“

Foto: Giesel



Selbstmordgedanken. Doch sie zog das Gymnasium durch, weil sie sich beweisen wollte, dass sie etwas kann. „Astronomin war damals mein Ding. Vielleicht weil ich mit dem Leben hier auf der Erde nichts anfangen konnte.“ Doch dann absolvierte sie in der väterlichen Firma eine Ausbildung zur Kauffrau. Als sie 22 war, durchlebte Dagmar eine zweijährige schwere psychische Krise mit mehreren Selbstmordversuchen und machte zum ersten Mal eine ambulante Therapie. „Doch dann bin ich wegelaufen, nach Hannover.“ Hier lernte sie ihren Ehemann kennen, mit dem sie zehn Jahre verheiratet war. Sie ließ sich zur MTA ausbilden, arbeitete in diesem Beruf und versuchte auf eigene Faust, die Krankheit zu bewältigen. Doch nach der Trennung von ihrem Mann rutschte sie ab, verlor ihre Arbeitsstelle und begab sich im Jahr 2000 – wieder einmal kurz vor einem Selbstmordversuch – freiwillig in eine beschützte (geschlossene) Abteilung des Klinikum Wahrendorff. „Paradoxe Weise habe ich mich in der Geschlossenen das erste Mal in meinem Leben frei gefühlt. Ich bekam viel Zuwendung und gute Gespräche.“ Doch nach drei Wochen haute sie ab, besuchte anschließend die Tagesklinik in der Wolfstraße Hannover und machte sich auch dort wieder aus dem Staube. Erst als sie über das zum Klinikum Wahrendorff gehörende „CaféArtig“ in der List den Psychiater Lev Guschanski kennenlernte und bei ihm eine Thera-

18 Hühner und ein glücklicher Hahn

Ich wollte was Nützliches machen“, sagt Gerhard M. „und bei mir sitzt jeder Handgriff. Bin gelernter Schweißer, Stahlbau-Schlosser und Stahlschiffbauer.“ Der 67-jährige Bewohner des Klinikum Wahrendorff öffnet die Tür zum selbst gebauten Hühnerstall, überprüft die Gelege und strahlt vor Freude und Stolz, als er einige frisch gelegte Eier findet. „Wir haben hier 18 Hühner und einen glücklichen Hahn. Die vier Rassen hab ich selber ausgesucht. Alle Tiere, die ruhig sind, nen friedlichen Charakter haben und gute Eierqualitäten.“ Und er schwärmt vom Geschmack der Eier: „Das sind echte Bioeier – ganz was anderes als aus dem Supermarkt!“ Vor etwa einem Jahr sei ihm die Idee mit dem Hühnerhof gekommen, erzählt der kräftige, große Mann. Das Gelände hinter seinem Wohnbereich in Köthenwald war verwildert, mit dichtem Buschwerk bewachsen und sollte neu genutzt werden. Nicht nur sein Mitbewohner Siegfried war sofort begeistert, sondern auch Heimleiter Peter Steinig. Gerhard besorgte sich Informationen zur artgerechten Hühnerhaltung, und man diskutierte ausgiebig, wie der Stall und das Gelände aussehen sollte und was dabei zu beachten sei. „Ich bin mit Viechzeug groß geworden. Ich kenn mich damit aus, und ich weiß, wie gut Tiere einem tun. Die haben 'ne therapeutische Wirkung, und dabei hab ich nicht nur an mich gedacht“, sagt der gebürtige Brandenburger, der vor zehn Jahren frühverrentet wurde, wegen seiner Alkoholerkrankung 2011 ins Klinikum Wahrendorff kam und seitdem dort lebt. Nachdem die notwendigen Genehmigungen, unter anderem beim Veterinäramt, eingeholt waren und die Planung stand, begannen im Frühjahr diesen Jahres die Arbeiten: Zusammen mit zwei weiteren Mitwohnern wurde das Areal gerodet und in Ordnung gebracht, der 210 m² große Hühnerhof mit einem gut 2 m hohen Zaun umgeben und der Stall gebaut – „mit Vollampf“, wie Gerhard und Siegfried nicht ohne Stolz betonen. Und schon im April konnten die Hühner, die von einem Züchter aus Burgdorf stammen, einziehen. „Wenn man die Tiere gut behandelt, dann geben die sehr viel Gutes zurück. Schon nach 14 Tagen waren die richtig zutraulich und begannen auch schon zu legen“, erinnert sich Gerhard, für den das Federvieh inzwischen ein nicht mehr weg zu denkender Bestandteil seines Lebens im Klinikum geworden ist. „Wenn's mir schlecht geht, guck ich den Hühnern zu und werd wieder ruhig und ausgeglichener. Dass es viel Arbeit ist, und zuerst einmal fast alles an mir hängen bleibt, wusste ich vorher“, sagt er. Doch er ist zuversichtlich, dass auch die anderen Bewohner von Köthenwald 13 sich nach und nach von der Aufgabe faszinieren lassen. „Die lernen dadurch Verantwortung“, ist er überzeugt. Im Umgang mit Hühnern müsse man Ruhe ausstrahlen und würde dadurch selber ruhiger. „Die Hühner helfen dazu, dass man Stress abbauen kann und alles einen Sinn hat, was man macht.“ Und zu tun ist einiges: Außer dem Füttern der Tiere und dem Säubern der Anlage halten die Bewohner in einem dicken Notizbuch akribisch fest, wann gefüttert wird, wie viel und in welcher Zusammens-



Hühner haben therapeutische Wirkung – und legen Bio-Eier.

Foto: Giesel

zung: wann das Wasser erneuert, der Stall gereinigt und das Stroh erneuert wird. „Anfangs war ich etwas skeptisch“, erinnert sich Heimleiter Peter Steinig, „weil es eine große Verantwortung ist, die die Bewohner mit diesem Hühnerhof übernehmen. Doch Herr M. hat mich überzeugt. Und der therapeutische Effekt ist tatsächlich enorm.“ Alle Mitwirkenden hätten Unglaubliches geleistet, sagt der Heimleiter. Und selbst Bewohner, die die Aktion nur aus der Entfernung verfolgt hätten, reagierten inzwischen bereits auf das neue Leben hinter dem Haus. „Ja“, nickt Gerhard, „einer, der sonst nur apathisch im Bett gelegen hat, sitzt jetzt am Fenster und beobachtet die Hühner.“ Die Bewohner im Haus seien insgesamt merklich ruhiger, zufriedener und ausgeglichener geworden. „Alles ist besser geworden, allein durch die Anwesenheit der Hühner, und mir und Sigi hilft es auf jeden Fall, dass wir weiter trocken bleiben.“ Der Erfolg mit dem Hühnerhof hat ihn so ermutigt, dass er schon die nächsten Pläne entwickelt. „Selber kochen steht bei mir ganz oben. Ich will mich gesundheitsbewusst ernähren und ein bisschen wieder gut machen, was ich mit dem Alkohol versaut hab.“ Ein „trockenes Haus“ schwebt Gerhard M. vor, in dem Suchtkranke leichter von ihrer Sucht Abstand gewinnen können. „Stimmt“, sagt Heimleiter Steinig, „hier kann nur wohnen, wer das alles gut findet. Wer trinkt, muss raus, und wer das Krähnen nicht mag, auch.“ Gerhard nickt zustimmend: „Einen Wecker brauchen wir jetzt nicht mehr. Hansi ist absolut zuverlässig.“

Eva Holtz



v.wahrendorff.de

Foto: Reichenbach

Fachtagung Abendveranstaltung: die Band „The Mix“. Foto: Reichenbach
Ambulante Psychiatrische Betreuung Kontakt: Christian Somol, Tel: 0511/70035511
Ambulanz Suchtmedizin-Sprechstunde Gartenstr. 19, 30161 Hannover, Terminvereinbarung: Tel. 0511/169331-0, Termin nach Vereinbarung
APS – Akademie für Pflege und Soziales GmbH Karlsruher Str. 2b, 30519 Hannover, Ansprechpartner: Cordula Schweiger, Tel. 0511/864754
APS – Betreuer-/Angehörigenfortbildung zu Psychiatrie-Themen, Karlsruher Str. 2b, 30519 Hannover, Ansprechpartner: Cordula Schweiger, Tel. 0511/864754
Auftragsarbeiten in der Arbeitstherapie Ansprechpartner: Günther Pöser, Tel. 05132/90-2551 oder poeser@wahrendorff.de
Café Sympatico Borgehrieststr. 4-6, 30519 Hannover, Ansprechpartner: Anja Krämer, Tel. 0511/848953-15, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–17.00, Sa und So 11.00–17.00 Uhr
Bügelstube Köthenwald Wara Gasse 4, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Katrin Ruhnke und Doris Wollborn, Tel. 05132/90-2863, Öffnungszeiten: Mo–Do 8.00–12.00 und 12.30–16.00 Uhr, Fr 8.00–12.00 und 12.30–15.00
Cafégarten Köthenwald Wahre Dorfstr. 1, 31319 Sehnde, Kontakt: Anke Zeisig, Tel. 05138/77012110, geöffnet Mai–Oktober, Mo–Fr 14.00–21.00 Uhr, Sa–So 12.00–21.00
Café Kuckucksnest Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Tel. 05132/902514, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–17.00 Uhr, Sa–So 10.00–17.00 Uhr
Dorff-Gärtnerei-Itten Sehuder Str. 19, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Ludger Cooke, Tel. 05132/90-2681 oder dorffgaertnerei@wahrendorff.de, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–18.00 Uhr, Sa 8.00–12.30 Uhr und So 10.00–12.00 Uhr
Dorff-Laden (Second-Hand, 96-Shop, Kiosk) Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Tel. 05132/90-2558, geöffnet Mo–Fr 8.00–12.00 und 12.30–16.30, Sa 9.00–12.00 Uhr
Epilepsie Selbsthilfegruppe, 1. Freitag im Monat: „Zwischenzeit“, Schauelfelder Str. 11, Hannover, Ansprechpartner: Klaudia Bade, Tel. 0511/669088
Fahrradwerkstatt Wara Gasse 4a, 31319 Köthenwald, Ansprechpartner: Lothar Brand und Stefan Löwe, Tel. 05132/90-2712, geöffnet Mo–Fr 8.00–12.00 Uhr und 15.00–18.00 Uhr von Mai–Sep. (von Okt.–Apr. bis 16.30 Uhr)
Kaffeerunde für Ehemalige/Interessierte Ferdinand-Wahrendorff-Klinik, Station 3, Rudolf-Wahrendorff-Str. 17, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Regina Tegtmeyer, Tel. 05132/90-2936, Treffen jeden Do um 16.00 Uhr
Kunstwerkstatt Köthenwald Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Ansprechpartner: Annette Lechelt und Johanna Krause, Tel. 05132/90-2875, Öffnungszeiten: Mo–Do 08.00–17.00 Uhr, So 12.00–17.00 Uhr
Medikamenten-/Alkoholprobleme Frauengruppe Ferdinand Wahrendorff Klinik, Station 3, Rudolf-Wahrendorff-Str. 17, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Regina Tegtmeyer, Tel. 05132/90-2936, Treffen jeden Dienstag von 17.00–18.30 Uhr
Seelsorge Büro im DoG, Wahre Dorfstr. 4, Köthenwald, Pastoren: von Brück Tel. 05132/90-2219, Hille de Maeyer 01751916727, Diakon Melentin Tel. 05132/90-2284
Sorgenteile gebührenfrei und rund um die Uhr, Tel. 0800-8459390
Tagesstätte Parkstraße Parkstr. 16, 31275 Lehrte, Ansprechpartner: Yvonne Gruczuk, Tel. 05132/5027957, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–16.00 Uhr
Transkulturelles Zentrum für Psychiatrie und Psychotherapie Tagesklinik Linden, Schwarzer Bär 8, 30449 Hannover, Kontakt: PD Dr. Iris Graef-Callies, Tel. 0511/1231079-0
Traumaambulanz Gartenstr. 19, 30161 Hannover, Ansprechpartner: Dr. Cornelia Nitschke, Tel.: 0511/16933123
Veranstaltungs-Service Räume für Veranstaltungen, 20–200 Sitzplätze, Service u. Restauration auf Wunsch, Ansprechpartner: Nicole Koschinski, Tel. 05132/90-2202

Verrückt ...?



Foto: Kruzewski

Dr. Michael Klügl, Intendant Staatsoper Hannover: Man muss schon ein wenig verrückt sein, um am Theater zu arbeiten. Es sind ungewöhnliche Arbeitszeiten, und ein Arbeitstag kann sehr lang sein. Die Durchschnittsgehälter für Schauspieler etwa sind sehr niedrig, und es braucht Lust und Mut, sich auf der Bühne auszustellen und sich seelisch zu entleeren. Spielt man gut, so spielt man im Grunde immer sich selbst – alle Möglichkeiten von sich selbst. In diesem Beruf muss man bereit sein, sich ver-rücken zu lassen und überdies ist man immer auf Wanderschaft. Meistens hat man zwei Familien: Eine zuhause und eine im Theater. Wenn das nicht verrückt ist?

Margarete von Schwarzkopf, Autorin und Feuilletonistin, Hannover und Köln: Wenn man nur gerade Wege geht, kann man nichts Großes schaffen. Ich glaube, jeder Künstler muss von der geraden Linie abweichen, und er bewegt sich auf dem schmalen Grat zwischen Genie und Wahnsinn. Wobei kreativer Wahnsinn und gefährlicher Wahn auf keinen Fall auf dieselbe Stufe gestellt werden dürfen. Der Wahnsinn von Mördern und Pädophilen entspringt anderen Quellen und hat nichts mit Visionen von Künstlern zu tun. Die schlimmste Art von realisiertem Wahnsinn ist für mich Pädophilie. Damit werden Seelen zerstört, und das ist nicht wieder gut zu machen.

Was ist ein Promi?

Peter B. (59): Ich finde Bruce Lee und Bud Spencer toll. Ich mag Western und

James Bond Filme, aber nur die alten! Der Neue macht das nicht gut. Das sind nur Trickaufnahmen! Das Kämpfen und Schießen ist immer so spannend – und dass mal die anderen, nicht nur die Hauptdarsteller gewinnen. Bonanza, Big Valley und alles aus den 60er und 70er Jahren find ich gut. Auch die Musikgruppen von damals, vor allem Heavy Metal. Die Musik von heute kann'ste vergessen! Und sonst so? Ich such mir die Leute aus. Wer mir nicht gefällt, dem geh ich aus dem Weg. Mit anderen klön ich gern.

Manuel L. (29): Irgendwie ist doch jeder ein bisschen verrückt und durchgeknallt. Da gibt's keine Ausnahmen! Man muss doch nur mal den Sammlertrieb nehmen, das geht eben bis zum Messie, oder irgendeinen Fetischismus. Ist eben immer ne Definitionssache, was von der Gesellschaft akzeptiert wird oder was nicht. Ich finde nur, dass relativ leichtfertig mit den harten Medikamenten umgegangen wird, und manche Leute behandelt werden, die es gar nicht nötig hätten.

Michael (50): Ich würde Johnny Depp gerne mal treffen. Finde, der ist ein unwahrscheinlich guter Schauspieler. Er drückt viel aus, kann viele Charaktere richtig gut darstellen. Ich sehe die Filme mit ihm unwahrscheinlich gerne. Besonders den, wo er eine psychisch Kranke kennen lernt und sich in sie verliebt. Das könnte auch eine reale Geschichte sein. So was würde ich mir auch wünschen – absolut!

Impressum

is' ja Itten!

Herausgeber:
Klinikum Wahrendorff GmbH

Gesamtkonzeption, Redaktionsleitung: Eva Holtz

Layout: Umlb/Juch, Petra Laue, Matthias Höppener-Pedus

Fotos: Joachim Giesel, Marek Kruzewski, Reinhold Pöser, Stefanie Reichenbach, Cornelia Schwibg

Anschrift der Redaktion:
Klinikum Wahrendorff
Rudolf-Wahrendorffstr. 22, 31319 Sehnde,
Tel. 05132/902250, Fax 05132/902266
Internet-Seite: www.Wahrendorff.de
e-mail: info@wahrendorff.de
Is' ja Itten! erscheint vierteljährlich

Alle Personen, die hier zu Wort kommen oder erwähnt und mit vollem Namen genannt werden, sind ausdrücklich damit einverstanden.

DAS PORTRÄT
Tayfun Korkut



FUSSBALLTURNIER
Da ist Teamgeist gefordert



HÜHNERHOF IN KÖTHENWALD
Verantwortungsvolle Bewohner



PROMINENTE BEFRAGT
Was ist verrückt?





Vor jedem Spiel: der Motivationskreis.

Teamgeist!

Stefan, spiel lang!“ „Geh weiter Victor – und schieß!“ „Sehr schön, guter Ball!“ Trainer Carsten Linke verfolgt jeden Ballkontakt und Spielzug seines Teams und gibt vom Spielfeldrand Anweisungen und Tipps. „Oh nein,“ stöhnt ein Auswechselspieler neben ihm bei einer vertanen Chance. Dann brandet Applaus auf: Can hat gegen die 2. Mannschaft der Wilhelm-Raabe-Schule ein Tor erzielt, und es steht 1:0 für das Team aus dem Klinikum Wahrenndorff. Dann braucht die Nummer 11, Rechtsverteidiger Dennis, eine Pause und lässt sich auswechseln. „Früher hab ich viel gespielt, aber jetzt hab ich es schwer, wegen der Medikamente und dem Rauchen. Deswegen musste ich mich auswechseln lassen. Die Luft reicht einfach nicht“, sagt der drahtig wirkende junge Mann und lächelt. Und dann hat er richtig Anlass zur Freude, denn 1:0 heißt auch der Endstand, und die Wahrenndorffer haben damit gleich ihr erstes Spiel in diesem Turnier gewonnen. Organisiert hat das sportliche Kräfteressen der Mathe- und Geschichtslehrer der Wilhelm-Raabe-Schule, Florian Schierholz. Er kommt aus Ilten und kennt sowohl das Klinikum Wahrenndorff als auch den dortigen Sporttherapeuten Carsten Linke (ehemals Profi bei Hannover 96) aus früheren Fußballertagen. „Ich habe meinen Zivildienst im Klinikum Wahrenndorff absolviert und während des Studiums dort gearbeitet. Mit solchen Veranstaltungen will ich bei den Schülern Vorurteile abbauen. Das funktioniert beim Sport besonders gut, denn Sport verbindet.“ Zuvor war schon zweimal gemeinsam Fußball gespielt worden und anfänglich vorhandene Berührungsängste sind weitestgehend verflogen. Das bestätigen auch die Spielerinnen Silke und Paula. „Wir haben schon mal mit ihnen in einem gemeinsamen Team gespielt. Das war alles ganz ruhig und entspannt. Ich könnte mir schon vorstellen, die Einrichtung und die Menschen dort mal näher kennen zu lernen“, sagt die 17-jährige Silke, und Paula (18) ergänzt: „Gleiche Interessen sind ne gute Kontaktmöglichkeit, da hat man sofort ein Gesprächsthema. Manche sind mir ziemlich interessant vorgekommen, und alle waren durch die Bank super nett und sympathisch und sind ganz offen auf uns zugegangen.“

Das Team „Klinikum Wahrenndorff“, eine von sieben teilnehmenden Mannschaften, hat gerade Pause. Die meisten müssen mal schnell eine Zigarette durchziehen und können die Auszeit gut gebrauchen – liegt doch ihr Durchschnittsalter um einiges höher als das aller anderen Turnierteams. „Es ist ein großer Ehrgeiz im ganzen Team, und es ist super, sich mit anderen messen zu können. Ich spiele super gern Fußball, da kann ich Aggression und Wut rauslassen“, sagt ein junger Mann mit Spitznamen Neco. „Nicht rauchen vorm Spiel!“ rempelt ein Teamkollege Dennis freundschaftlich an. Doch der zuckt nur mit den Schultern. „Nein, rauchen ist nicht gut für nen Sportler“, klinkt sich Kristina ein. Die 19-Jährige ist eine von zwei Mädels, die heute im Kader dabei sind. „Fußball ist mein Leben“, sagt sie, „der Zusammenhalt, der Mannschaftssport. Das ist heute mein erstes Turnier, und ich würde mich richtig freuen, wenn ich hier ein Tor schießen würde!“ Pia findet auch, dass sie als Mädel in der Mannschaft sehr akzeptiert wird: „Vor allem wenn man zeigt, was man kann.“ Die 22-Jährige hat früher in der Damenmannschaft ihres Vereins einige Turniere gespielt. Seit sie im Klinikum Wahrenndorff ist, ist das heute ihr erstes: „Ist ne Abwechslung zum Therapiealltag und für mich ne Prüfung, das Gelernte anzuwenden.“ Beispielsweise mit Leistungsdruck umzugehen und Teamgeist zu leben. „Erst mal: sich zu trauen, überhaupt mit zu machen und sich mit anderen zu messen.“ Der 56-jährige Stefan ist heute Spielführer und ebenfalls voller Ehrgeiz: „Wir wollen den ersten oder zweiten Platz belegen, und wir spielen Fußball aus Leidenschaft. Ich bin zwar der Älteste, aber wir alten Hasen müssen doch für die Jungen die Vortürmer sein, im Leben und auf dem Platz. Und: Wo ein Wille ist, ist auch ein Sieg!“ Auch Patrik (23) ist optimistisch: „Ich will heute mindestens ein Tor schießen. Eigentlich sind zwei oder drei mein Ziel.“ Und dann geht es zum nächsten Spiel auf den Platz. Das Team bildet mit den Trainern einen Kreis, steckt die Köpfe zusammen und brüllt, „Teameist!“ – und dann geht es los. Doch nun will es nicht so recht laufen. Mit viel Kampfgeist schafft man ein 1:1 Unentschieden. „Ja, die waren schneller und viel besser als die vorige Mannschaft“, muss auch Trainer Linke einräumen, dennoch: „Ihr habt klasse gespielt. Großes Kompliment!“ Leider hat sich Dennis, einer der Leistungsträger provozieren und zu einer Beleidigung hinreißen lassen. Um ein Haar hätte er die Rote Karte gesehen. Der Trainer verbannt ihn fürs nächste Spiel auf die Bank. „Provokation ist keine Entschuldigung. Das lassen wir nicht einreißen!“

stellt er ganz ruhig klar. Der Spieler akzeptiert die Entscheidung ohne Murren und hat nun Zeit, das Spiel genau zu verfolgen: „Jetzt ist unser bester Torwart drin. Der hält alles – je nachdem wie er drauf ist.“ Heute ist André nicht optimal in Form, und schnell steht es 3:1 für den Gegner. Das ist dann auch der Endstand. „Oh nein“, stöhnt Dennis und fasst sich an den Kopf. Nach dem Spiel bittet Trainer Linke zur Lagebesprechung: „Kein Problem, wir haben ein Spiel gewonnen, eines unentschieden gespielt und eines verloren. Wir können noch alles erreichen! Aber wir müssen in der Defensive mehr miteinander reden, sagen, wo der andere hinlaufen soll!“ Er gibt taktische Hinweise und bestimmt die Spieler für den nächsten Durchgang. Doch so richtig will es nicht mehr laufen. Am Ende erreicht das Team des Klinikums von den sieben Mannschaften den sechsten Platz. Enttäuschung? „Nein“, sagt Carsten Linke, „wir haben vier Punkte geholt, und alle waren zufrieden und haben sich gefreut, dass jeder zum Einsatz gekommen ist.“ Immerhin habe hier ein Durchschnittsalter von knapp 40 Jahren gegen maximal 18-Jährige gespielt, die Sport als Leistungsfach gewählt haben. „Im Laufe des Tages hat sich auch bemerkbar gemacht, dass unsere Leute Medikamente nehmen und eben konditionell nicht so mithalten können“, erklärt der Trainer. Doch man ist sich einig: Es war ein toller Tag, eine super Atmosphäre. „Im kommenden Jahr sind wir auf jeden Fall wieder dabei.“

Eva Holtz



Fotos (2): Giesel

Veranstaltungen im Klinikum Wahrenndorff:

- **Bis 13. Juli:** Fußball-WM-Liveübertragungen der Spiele des Deutschen Teams sowie Viertel-/Halbfinale und Finale im Cafégarten in Köthenwald.
- **19. Juli, 15:30–19 Uhr:** Sommerfest in Köthenwald, „5 Jahre Sporttherapie“ im Klinikum mit vielen Aktionen & kulinar. Köstlichkeiten, Eintritt frei.
- **25. Juli, 19 Uhr:** Freundschaftsspiel: Hannover 96 gegen PEC Zwolle, Wahre-Dorff-Arena, Ilten; Eintritt: 15,-/7,-, Karten im Fanshop/Abendkasse.
- **1. August, 19 Uhr:** Open-Air-Schlagereparty mit Silke & Dirk Spielberg und dem Shadow Light Duo, Cafégarten Köthenwald, Eintritt frei.
- **30. August, 13–16 Uhr:** Flohmarkt im Park, Ilten, Standanmeldungen bis 26. August: Frau Bruns, Tel. 0 174/6 7791 77; Eintritt frei.
- **7./14./21./28. September, 11–14 Uhr:** Sonntags im September „Jazz im Park“ – Live Musik, Jazz-Frühstücken, Eintritt frei.
- **17. September, 14 Uhr:** Symposium Sucht, DoG, Köthenwald, Anmeldung: www.wahrenndorff.de
- **19. u. 20. September ab 19 Uhr:** Gourmetabende in der Dorff-Gärtnerei, Kulinarisches aus aller Welt in außergewöhnlichem Ambiente, Anmeldung: Dorff-Gärtnerei oder unter 0 51 32 /90 26 81.
- **3. Oktober, 14–17 Uhr:** „Kehr aus“, Cafégarten Köthenwald, Saisonende mit Live-Musik, Eintritt frei.
- **11. Oktober, 19 Uhr:** Benefizkonzert der Wahren Dorff Freunde mit Maria da Vinci und Reiner Kirsten, Eintritt 28,—
- **22. Oktober, 14 Uhr:** Gerontopsychiatrisches Symposium, DoG.

Neuigkeiten Wissenswertes Erfreuliches



Foto: Schwiegk

Zentralisierung für eine optimale Versorgung

Im Februar feierte man die Grundsteinlegung für das neue Fachkrankenhaus für die Seele in Celle. Nun steht in Sehnde-Köthenwald ebenfalls die Realisierung eines Neubaus an. Bisher sind die Abteilungen der Kliniken für Psychiatrie und Psychotherapie und für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie dezentral auf mehrere Standorte verteilt. Im Sinne einer optimalen Patientenversorgung sollen sie unter einem Dach vereint werden und das „Fachkrankenhaus für die Seele“ an einem zentralen Standort in Köthenwald angesiedelt sein. Auf der rund 2,4 Hektar (20 400 m²) großen Fläche, wo sich augenblicklich noch die Gewächshäuser der Dorff-Gärtnerei und der Behelfsparkplatz befinden, ist ein 233-Betten-Haus geplant (auf 244 Betten erweiterbar) plus teilstationärem Bereich mit 34 Plätzen. Der Neubau mit rund 14 000 m² Nutzfläche wird sich auf maximal drei Geschosse verteilen. Die Baukosten sind mit einer mittleren zweistelligen Millionensumme veranschlagt. Voraussichtlich 32 Millionen Euro werden aus Fördermitteln bestehen, denn der Klinik-Neubau ist ein wichtiger Bestandteil des Auftrages für die psychiatrische Versorgung in der Region Hannover.

Am 27. Mai traf sich im Dorff-Gemeinschaftshaus (DoG) in Köthenwald eine hochkarätige Jury, um die zwölf eingereichten Entwürfe zu diskutieren und die drei besten auszuwählen. Die teilnehmenden Architekten waren aus dem vorangegangenen europaweiten Ausschreibungsverfahren hervorgegangen, an dem auch internationale Büros teilgenommen hatten. Die 21 Jurymitglieder, bestehend aus Fachleuten aus dem „Niedersächsischen Ministerium für Soziales, Frauen, Familie, Gesundheit und Integration“, der „Oberfinanzdirektion Niedersachsen“, aus Architekten- und Fachärztkreisen sowie die Geschäftsleitung des Klinikums als Bauherr, hatten eine schwierige Aufgabe zu erledigen. Die Preisträger standen dann zwar fest, doch erst im Juli wird das Verfahren komplett abgeschlossen sein. Wir werden zu einem spätem Zeitpunkt ausführlich über das „Neue Fachkrankenhaus für die Seele“ berichten. Für den Spätsommer ist übrigens eine öffentliche Ausstellung mit den Arbeiten der Preisträger geplant.

P.S.: Die „Aufnahmeklinik“ in Köthenwald soll in „Klinik Köthenwald“ umbenannt werden.

Verständnis wecken und Brücken stärken

Mit der ersten gemeinsamen Fachtagung von Heimbereich und Tagesförderstätten lag man im Klinikum Wahrenndorff goldrichtig. Bei 300 Teilnehmern musste die Anmeldeliste geschlossen werden, so groß war das Interesse an der zweitägigen Veranstaltung. Organisiert und moderiert von Susan Wegener, vom Bewohnermanagement des Klinikum Wahrenndorff, von Günter Pöser, dem Leiter der Tagesförderstätten im Klinikum Wahrenndorff, und von Andreas Steffens, Abteilungsleiter Tagesförderung bei der Neuerkeröder Wohnen und Betreuen GmbH – die beiden Letztgenannten sind auch Mitglieder des „Netzwerkes Tagesförderstätten Niedersachsen“ –, wollte man umfassend auf die dringende notwendige Reform der „Eingliederungshilfe“ hinweisen. Denn nur durch passgenaue, effektive Leistungen und die Gesamtheit von Wohnen und Tagesstruktur könne eine Wiedereingliederung psychisch kranker Menschen in ihr soziales Umfeld erreicht werden, so die Überzeugung fast aller Experten. Die zweitägige Veranstaltung hatte auch zum Ziel, den Austausch beider Bereiche zu fördern und die „Brücke“ zwischen Wohnen und Tagesstruktur zu stärken.

Die Tagung ließ kaum einen aktuellen Bezug aus. Deshalb kann an dieser Stelle auch nur auf wenige Referate eingegangen werden, so z. B. auf den Vortrag von Professor Dr. med. Gunther Kruse, ehemaliger Chefarzt des Psychiatrischen Krankenhauses in Langenhagen. Er fragte, „Wer übernimmt Verantwortung für die Schwierigsten?“, kritisierte die heute gängige Neigung zur Beschönigung, bei der man von „den Schwierigsten“ lieber gar nicht spricht. Dafür umso mehr von „Inklusion – in diesem Zusammenhang einfach nur absurd“, befand der Experte, der sich angesichts der bestehenden Verhältnisse nur in Humor, gemischt mit Ironie, flüchten konnte: „Die Forensik ist der wachstumsstärkste Sektor in Deutschland, da kommt sogar VW nicht mit.“ Kruse kritisierte, dass es beispielsweise in Bremen keinerlei geschlossene Unterbringung gebe, und es deshalb zu erschreckenden Zwischenfällen komme, von denen er einige skizzierte. „Dabei gibt es für die Schwierigsten eben nur in der geschlossenen Unterbringung und in der Forensik eine angemessene Behandlung und eine Verbesserung ihres Zustandes.“ Die „Fortschrittsrederei“ vom Vermeiden geschlossener, beschützter Heimunterbringung führe nur dazu, dass diese Menschen in andere Gegenden Deutschlands „exportiert“ würden. „Dabei kann ein solcher Patient nur im geschlossenen Bereich zur Besinnung und zur Ruhe, zu sich selbst und zu einer gewissen Gedankenfreiheit kommen, die er braucht, um kooperativ sein zu können“, zeigte sich Prof. Kruse überzeugt. Er schilderte einige Fälle aus dem Klinikum Wahrenndorff, bei denen er als Gutachter tätig war. „Ich habe hier Patienten angetroffen, die sonst nirgendwo zu halten waren und hier bis zur Entlassung (ins häusliche Umfeld, Anmerkung d. Red.) kamen. Da gab es sehr beeindruckende Geschichten, und ich ziehe den Hut vor der Arbeit, die hier geleistet wird!“ Nach seinem Vortrag gab es eine lebhafte Diskussion mit dem Publikum über das Für und Wider von geschlossener Unterbringung. Man war sich überwiegend einig, dass diese unverzichtbar sei. Von einer „scheinheiligen Diskussion“, sogar von „Verlogenheit“ des Systems war die Rede. Eine Teilnehmerin brachte es auf den Punkt: „Für schwerkranke Menschen gibt es zu wenig Geld!“



Heimbereich und Tagesförderstätten: nicht nur auf dieser Tagung eine Einheit. Foto: Reichenbach

Mit einer weiteren „Achillesferse“ in der psychiatrischen Versorgung beschäftigte sich der Diplom-Psychologe Dr. Joachim Kutscher (Leibniz Universität Hannover). „Junge Wilde/Systemsprenger“ war sein Thema. Die vorhandene „Disziplinierungspädagogik“ greife bei dieser Personengruppe nicht. Weil bei ihnen die emotionale Erlebbarkeit gestört sei, könne das System von „Belohnung und Bestrafung“ nicht funktionieren. Kutscher berichtete ausführlich von einem jungen Mann – wie ein „Monster“ – und dessen Geschichte. Die Schule, die Lehrer, alle waren hilflos. Die Situation verschlimmerte sich dramatisch. „Wie ist das zu erklären? Er hatte in der Familie von früherer Kindheit an nur Gewalt erfahren, die sein Leben dominierte, und er hat nie erfahren, gebraucht und gemocht zu werden.“ Seine emotionale Empfindungsfähigkeit wurde schwer gestört, und er konnte weder Empathie noch ein Bewusstsein für Moral entwickeln: „Das bewirkt sogar feststellbare himnorganische Symptome und Veränderungen des genetischen Materials“, so Dr. Kutscher. Doch sogar dieser Jugendliche sei noch emotional bewegbar gewesen, indem er eine sehr individuelle Betreuung erhalten habe und nach und nach das Vertrauen habe entwickeln können, dass er, wirklich er, gebraucht und gemocht wird. Ein weiteres Beispiel von einer borderlinestörten Frau, die sich an keinerlei Regeln gehalten und immer wieder schwer selbstverletzende Handlungen und Selbstmordversuche unternommen habe, sei ebenfalls nur durch ihre Geschichte erklärbar: Die etwa 50-Jährige sei gleich nach ihrer Geburt in ein Kinderheim und mit drei Jahren in eine Pflegefamilie gekommen, wo sie sich als „5. Rad am Wagen“ empfand und immer wieder missbraucht worden war. Dann wurde sie adoptiert, bekam einen neuen Vornamen und kam mit 15 zum ersten Mal in psychiatrische Behandlung. Die Patientin war geneigt von Depressionen, Magersucht und selbstverletzendem Verhalten. „Sie hatte keinerlei Selbstwertgefühl, spürte sich nicht und hatte ein zerbrochenes Bild von sich.“ Auch sie brauchte nichts nötiger, als dass man „emotional echt“ mit ihr umging und ihr langsam wieder ein positives Körperbewusstsein vermittelte, so Kutscher: „Das bedeutet: Man muss die Patientin nicht nur sehr genau kennen, sie darf auch nur von Wenigen und immer demselben Personal betreut werden. Und diese Mitarbeiter bedürfen selbst dringend und regelmäßig einer Stabilisierung, denn eine solche Patientin kostet ungeheure Kraft.“

Die Kinder- und Jugendpsychoanalytikerin, Professor Dr. phil. Christine Morgenroth, ebenfalls von der Leibniz Universität Hannover, beleuchtete die Entwicklung unserer Arbeitsgesellschaft und deren Auswirkungen auf den Menschen. „Seit Ende der 1970er Jahre ist das Ende der Wohlstandsgesellschaft absehbar.“ Heute seien bereits ein Drittel der Menschen „atypisch“ beschäftigt, zum Teil in „hochprekären“ Beschäftigungsverhältnissen, und die Präkarisierung (Verarmung) reiche bis in die Mitte der Erwerbsgesellschaft. Durch die Veränderung der Arbeitswelt hätte sich u. a. eine Art „innere Sklaventreiberei“ entwickelt. „Das Immer-mehr und Immer-mehr gleichzeitig und das Immer-schneller – verbunden mit dem Zwang, nie zu zeigen, dass es einem nicht gut geht – das macht krank. Es verursacht soziale Isolation, Mangel an belastbaren, tragfähigen Beziehungen und führt nicht selten zu Suchterkrankungen und Psychosen. Die seelischen Leiden nehmen zu. Depressionen und Angststörungen sind die neuen Volkskrankheiten.“

Erschwerend für die Betroffenen käme hinzu, dass die Toleranz gegenüber seelischen Erkrankungen wie z. B. Psychosen sehr gering sei. Morgenroths Fazit: „Die Arbeitswelt hat das Potenzial krank zu machen, und die Bereitschaft Kranke zu integrieren und die Strukturen zu verändern, ist gering. Wenn wir Inklusion ernst meinen, müssen die Bedingungen der Arbeitswelt geändert werden.“

Eva Holtz



Mit Aufnahmen der „Großen Moosjungfer“ hat Reinhold Peisker Libellengeschichte geschrieben.

Fotos (2): Peisker

Die Natur ist ein großes Wunder

Dass es wirklich gelingen kann, sein Leben komplett zu ändern – dafür ist Reinhold Peisker der beste Beweis. Bis er 32 war lebte er ein Leben mit Alkohol und Drogen. Seit mehr als 30 Jahren ist das für den 63-Jährigen überhaupt kein Thema mehr. 2000 bekam er einen festen Arbeitsplatz im Klinikum Wahrenndorff, wurde zwei Jahre später „Mitarbeiter des Jahres“ und macht auch in Fachkreisen Furore mit seinen Libellen-Fotos.

Von den filigranen Schönheiten versteht Reinhold Peisker inzwischen so viel und hat so seltene Exemplare mit der Kamera eingefangen, dass er sogar Diavorträge über die Libellen hält. z. B. Anfang diesen Jahres beim NABU in Burgdorf. „Mit dem Fotografieren habe ich im Jahr 2000 begonnen, schon immer am liebsten Tiere und Natur. 2002 ist mir zufällig eine Libelle auf die Hand geflogen. Ich konnte sie eingehend betrachten, und seitdem bin ich fasziniert von ihnen, von ihrer Schönheit und Unterschiedlichkeit und davon, wie friedlich und zutraulich sie sind. Libellen sind irgendwie geheimnisvoll“, beschreibt der Hobbyforscher seine Leidenschaft, der er besonders in den Monaten zwischen Mai und November fast jede Minute widmet. Dann ist Reinhold Peisker ständig in der Natur auf Libellensuche unterwegs. Mit seinen Bildern und Entdeckungen hat er sich sogar im Kreis der Libellenexperten, der „Gesellschaft deutschsprachiger Odonatologen e.V.“ (GdO), Anerkennung erworben. So etwa mit den Fotos von der „Großen Moosjungfer“. Seine Abbildungen dokumentieren erstmals, dass in der Region Hannover, an den Teichen in Ahlten, diese seltene Libellenart, deren Larven zwei Jahre Entwicklungszeit benötigen, geschlüpft ist. „Eine Sensation“ wurde Reinhold Peisker von seinen Libellenfreunden bescheinigt, und er habe mit seinen Bildern „Libellengeschichte für Niedersachsen geschrieben“. Der Hobby-Fotograf bildet die schillernden Schönheiten beim Schlupf und bei der Paarung ab, kennt ihre Lieblingsgewässer und ihre Vorlieben und Abneigungen: „Sie mögen kein Parfüm, aber sie stehen auf der Farbe Weiß. Oft hängen sie in meinen weißen Haaren, und ich glaube, sie mögen es auch, wenn ich mit ihnen spreche“, schmunzelt Reinhold Peisker und berichtet, dass Libellen bis zu 64 000 Augen hätten, es in Deutschland 81 verschiedene Arten gebe, von denen er schon 40 fotografiert hat – die meisten im Raum Celle, Eschede und Schwarmstedt, ei-



Eva Holtz